Die Jakobiner.

Erzählung von W. Kabel.

Bei dem Direktor Loivasier des Pariser Schauspielhauses ließ sich an einem trüben September-Vormittag des Jahres 1900 ein Herr melden, auf dessen Karte nichts als der Name Charles Medon stand.

„Hoffentlich kein Schriftsteller, der mir wieder ein angeblich überaus zugkräftiges Drama anbieten will," murmelte Loivasier vor sich hin und befahl dem Diener, den Besucher vorzulassen.

Ein gut gekleideter junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen betrat alsbald das Direktionszimmer des berühmten Musentempels.

Beim Anblick der in Papier gehüllten Rolle, die der Herr unter dem Arme trug, fuhr der Direktor entsetzt zusammen. „Meine Ahnung!" dachte er schaudernd. „Welche Ueberredungskünste wird es mich wieder kosten, um diesem Dichterling klarzumachen, daß meine Bühne keine Versuchsstation für Anfänger ist!"

Der Fremde hatte sich inzwischen nicht gerade übertöflich vor dem bequem in seinem Schreibtischsessel zurückgelehnt dasitzenden Theatergewaltigen verbeugt, und sagte mit beneidenswerter Unverfrorenheit: „Sie gestatten wohl, daß ich Platz nehme, Herr Loivasier! Unsere Unterredung dürfte einige Zeit in Anspruch nehmen.

Der Direktor suchte vor Ueberraschung vergebens nach Worten, um diesem mit so selbstbewußter Sicherheit auftretenden jungen Manne nachdrücklich vorzuhalten, mit wem er es zu tun habe.

„Bevor ich auf den eigentlichen Zweck meines Besuches komme, Herr Loivasier," begann der Fremde, möchte ich Ihnen bestimmte Einzelheiten aus meiner Familiengeschichte erzählen. — Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich weiß, Sie wollen sagen, daß Ihre Zeit äußerst knapp bemessen ist und daß Sie keine Veranlassung haben, an den Schicksalen der Familie Medon irgend einen Anteil zu nehmen. Sehr bald werden Sie jedoch sehen, welch aussichtsvolles Geschäft ich Ihnen vorschlagen will, werden dann auch begreifen, daß Ihnen die Kenntnis einzelner Ereignisse aus dem Leben meines seligen Vaters zum Verständnis eben dieses meines Vorschlages durchaus notwendig war. — Also: Mein Vater kam nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, sein Brot zu verdienen, im Jahre 1858 durch Verwendung einer hochgestellten Persönlichkeit zu unserem berühmten Landsmann Alexander Dumas dem Aelteren als Privatsekretär. — Ich brauche Sie nicht erst mit den Lebensgewohnheiten unseres Dumas bekanntzumachen. Sie wissen, daß der Verfasser des in alle Sprachen übersetzten „Grafen von Monte-Christo" in späteren Jahren infolge seiner geradezu krankhaften Verschwendungssucht gezwungen war, sein Talent in unerhörter Weise auszubeuten, um die Mittel für seine Lebensführung herbeizuschaffen, daß er schließlich nichts war, als ein Romanfabrikant, der oft gleichzeitig an der Niederschrift von fünf bis sechs verschiedenen Manuskripten arbeitete. Mein Vater gehörte nun, da er sehr deutlich und schnell schrieb, zu jenen Mitarbeitern, denen Dumas seine Romane in die Feder diktierte. Trotzdem fand der geniale Schriftsteller noch die Zeit, meinem Vater ein Bühnenstück zu diktieren, das später auf etwas merkwürdige Art in den Besitz meiner Familie gelangte."

„Aber, wie kann —"

„Bitte, hören Sie nur weiter! Ich muß zunächst einschalten, daß Dumas infolge seiner fortwährenden Geldsorgen von Anfang an nicht imstande war, meinem Vater das vereinbarte Gehalt von monatlich zweihundertfünfzig Franken pünktlich auszuzahlen. Stets blieb er ihm eine mehr oder minder große Summe schuldig, und diese Restbeträge waren im Laute der Zeit bis auf ungefähr achtzehnhundert Franken angeschwollen. Als Dumas nun im Jahre 1870 in Puy so ernstlich erkrankte, daß man sein Ableben jede Stunde erwarten konnte, wagte mein Vater, der sein Geld für seine Familie mehr als nötig brauchte, ihn an die noch ungetilgte Schuld zu erinnern. Wenige Tage vorher hatte der Dichter die Schlußszenen jenes Schauspiels fertiggestellt, das sozusagen tropfenweise entstanden war, und von dessen Existenz nur Dumas und mein Vater etwas wußten. Nachdem der letzte Federstrich an dem Bühnenwerk getan war, nahm Dumas das Manuskript in die Hand, blätterte es durch, las auch einzelne Stellen sorgfältiger, warf es dann aber ärgerlich auf den Tisch zurück.

„Die Mühe hätten wir uns sparen können, Medon," sagte er zu meinem Vater. „Ich ahnte längst, daß aus dem Stück nichts werden würde. Ihm fehlt die Einheitlichkeit, da es in einem zu langen Zeitraum und allzu stückweise ausgearbeitet worden ist."

„Und dieses Drama, Herr Loivasier, hat Dumas nun meinem Vater, als dieser um die Zahlung der Restschuld bat, mit den Worten ausgehändigt: „Geld habe ich nicht, Medon! Aber nehmen Sie dafür dieses Stück als Ersatz und als Andenken an. Vielleicht können Sie's einmal irgendwie verwerten!"

„Und mein Vater, der den großen Verschwender und Dichter geradezu schwärmerisch verehrte, war mit dem Geschäft stillschweigend einverstanden, von dem er, sicherlich nur um seinen Herrn nicht bloßzustellen, nicht einmal seiner Gattin gegenüber etwas erwähnte. Eine Woche später, am 8. Dezember 1870, wurde Alexander Dumas der Aeltere begraben. Und wieder vierzehn Tage später fiel mein Vater, der als begeisterter Patriot sofort nach dem Ableben seines Herrn in die Armee eingetreten war, in einem Geplänkel mit preußischen Jägern bei Vitry. Fast dreißig Jahre sind seitdem vergangen. Das Manuskript des Dumas ruhte diese ganze Zeit über unbeachtet in einer Schublade, in der meine vor zwei Jahren verstorbene Mutter alte Briefe, Familienpapiere und Aehnliches aufzubewahren pflegte. Gewiß, ich hatte wohl zuweilen das dicke, sauber geschriebene Heft, dessen erste Seite nur den Titel „Die Jakobiner" ohne alle weitere Zusätze trug, in die Hand bekommen, und die ersten Seiten flüchtig gelesen, hatte auch einmal meine Mutter gefragt, ob dieses Bühnenstück etwa einen dramatischen Versuch meines Vaters vorstelle, eine Vermutung, die ja am nächsten lag, da ich in den Schriftzügen seine Handschrift sofort wiedererkannte. Meine Mutter wußte mir aber hierüber keinen Aufschluß zu geben. Sie hatte das Heft in der Hinterlassenschaft ihres Gatten vorgefunden, es aber ebensowenig wie ich jemals sorgfältig durchgelesen. Vor einer Woche nun — es war an einem regnerischen Abend, und ich hatte gerade keine bessere Lektüre da — suchte ich mir das Manuskript heraus und begann es von Anfang an gewissenhaft zu lesen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß mein Vater hinter der Schlußszene auf die vorhandenen leeren Blätter einen Nachtrag noch an demselben Tage, an dem Dumas ihm das Stück überließ, hinzugefügt hatte, ganz persönliche Bemerkungen, die mir bisher völlig entgangen waren und die doch so große Bedeutung besaßen. Denn diese Nachschrift enthielt nichts anderes, als die Aufklärung darüber, wie das Bühnenstück Eigentum meines Vaters geworden war, enthielt das, was ich Ihnen soeben erzählt habe."

Der junge Medon entfernte bei den letzten Worten die Hülle von dem Päckchen, das er bisher in der Hand gehalten hatte, und zum Vorschein kam ein in einen grünen verschlossenen Pappdeckel geheftetes Manuskript.

Begierig wollte der Direktor danach greifen. Aber ebenso schnell verbarg der Besucher es hinter seinem Rücken, indem er lächelnd sagte: „Dieses zufällig aufgefundene Werk des berühmten Dumas kann für mich eine Goldgrube werden, Herr Loivasier! Daher ist Vorsicht geraten! Stellen Sie mir einen Schein aus, daß ich, der Ingenieur Charles Medon aus Dieppe, Ihnen heute dieses Manuskript, „Die Jakobiner", lediglich zur Prüfung übergeben habe, und Sie sollen es für drei Tage behalten dürfen. Nach dieser Zeit werde ich mich hier wieder einfinden, um Ihren Bescheid entgegenzunehmen. Wünschen Sie es dann zu erwerben, so werden wir über die näheren Bedingungen hoffentlich einig werden."

Ohne Zögern stellte Loivasier die gewünschte Bescheinigung aus, worauf der junge Medon sich verabschieden wollte.

Doch der Direktor hielt ihn noch zurück. „Eine Frage, Herr Medon! Haben Sie über diesen zum mindesten sehr interessanten Fund bereits mit jemand gesprochen?"

„Nein. Sie sind der erste, der davon etwas erfährt. Ich wollte eben zunächst das Urteil eines Fachmannes über das Bühnenwerk einholen, bevor ich daraus Kapital zu schlagen versuche."

„Sehr richtig von Ihnen. Und wenn ich Sie bitten darf, soll die Angelegenheit auch einstweilen noch ganz unter uns bleiben. Ich habe meine bestimmten Gründe dafür."

„Wie Sie wünschen. Auf Wiedersehen also in drei Tagen, Herr Loivasier!"

Kaum sah sich der Direktor allein, als er auch sofort an eine sorgfältige Prüfung des wertvollen Heftes ging. Der Deckel war fraglos ebenso wie das vergilbte und stellenweise schon brüchige Papier kein modernes Fabrikat. Und als Loivasier jetzt die nur wenig beschriebene Seite, auf der die letzten Worte des ersten Aktes standen, gegen das Licht hielt, vermochte er noch ganz gut die als Wasserzeichen eingedruckte Fabrikmarke „Massartin, Rouen 1850" zu entziffern. Auch die Tinte, mit der das Manuskript geschrieben war, hatte sich im Laufe der Zeit weit in das Papier eingefressen und jenen gelblichen Ton angenommen, wie man ihn auf alten Dokumenten vorfindet.

* * *

Dann schlug der Direktor die letzten Blätter auf, jene persönlichen Bemerkungen, die der Sekretär hinzugefügt hatte, um bei einer späteren Generation nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß er ein fremdes Geistesprodukt heimlich beiseite geschafft habe.

Loivasier fand in den verblaßten Zeilen nichts neues. Es fand nur das, was er bereits von dem jungen Medon gehört hatte.

Den Inhalt des Stückes selbst wollte er jedoch zu anderer Zeit prüfen, wenn er nicht wie jetzt in der Mittagzeit zu fürchten brauchte, jeden Augenblick gestört zu werden. Außerdem mußte die Probe auch bereits begonnen haben, zu der er sich regelmäßig einzufinden pflegte, um hie und da selbst nach dem Rechten zu sehen.

Als er dann gegen ein Uhr das Theatergebäude verließ, fuhr er, bevor er sich nach seiner Privatwohnung zum Mittagessen begab, noch mit dem Omnibus bis zur Staatsbibliothek, um dort als vorsichtiger und gewissenhafter Mann die umfangreiche Biographie einzusehen, die Mouvier über Alexander Dumas den Aelteren geschrieben hat. In diesem Buche fand er in einen besonderen Abschnitt die Mitarbeiter des großen Dichters aufgezählt. An letzter Stelle in dieser Rubrik war auch Charles Eustache Pierre Medon genannt mit den Worten: „harrte bis zum Tode bei seinem Herrn aus, den er fast vergötterte, und fiel kurze Zeit darauf im Kampfe für das Vaterland".

Loivasier war hochbefriedigt. Also auch diese Angaben stimmen.

* * *

„Nun, mein lieber Herr Medon, ich habe das Schauspiel gelesen, und ich kann ehrlich sagen: Die Prüfung dieses Bühnenwerkes bedeutete für mich geradezu einen Genuß. Um mein Urteil kurz zusammenzudrängen: Ich halte „Die Jakobiner" nicht nicht nur für ein wirksames Kassenstück, sondern auch für eine Arbeit von hohem literarischen Wert. Meiner Ansicht nach ist gerade der Umstand, daß Dumas dieses Stück so ganz allmählich geschaffen hat, der Ausgestaltung des Stoffes sehr zugute gekommen. Die Charaktere sind so scharf, so treffend gezeichnet, die Handlung baut sich in so meisterhafter Weise auf, daß ich nicht zu begreifen vermag, wie unser großer Landsmann so geringschätzig von dieser seiner Schöpfung sprechen konnte."

Ueber des jungen Medon offenes Gesicht huschte blitzschnell etwas wie ein Lächeln. Dann fragte er, schon wieder völlig ernst: „Also, Sie wollen mir das Stück abnehmen, Herr Loivasier?"

„Wenn der Preis nicht allzu unbescheiden ist — ja!"

In einer Viertelstunde waren die beiden Männer einig, und sofort wurde ein schriftlicher Vertrag entworfen und von beiden unterzeichnet, der ihre gegenseitigen Pflichten und Rechte in allen Einzelheiten klarlegte.

„So, das wäre erledigt," meinte der Direktor erleichtert aufatmend, und klappte das Tintenfaß zu. „Nun noch eins, lieber Freund! Ich möchte Sie bitten, auch jetzt noch über unser Geschäft Stillschweigen zu bewahren und mir die Bestimmung des Zeitpunktes zu überlassen, wann wir die Welt mit dieser interessanten Neuigkeit überraschen wollen. Würden die Zeitungen zum Beispiel schon morgen in spaltenlangen Artikeln die Nachricht bringen, daß ein noch gänzlich unbekanntes Bühnenwerk von dem großen Dumas entdeckt worden ist und hier bei mir aufgeführt werden soll, das Interesse des Publikums für diese Sensation bis zum Tage der Premiere — diese kann erst in höchstens sechs Wochen stattfinden — bereits merklich abgeflaut sein. Lassen wir jedoch jedermann bis zum letzten Augenblick über die Person des Autors im Unklaren, lancieren wir nur hin und wieder allerlei geheimnisvolle Andeutungen über die Herkunft der „Jakobiner" in der Presse, und machen wir dann erst den zur Generalprobe geladenen Kritikern die große Eröffnung, so wird das Stück uns sicherlich bis zum Schluß der Saison das Haus füllen. Man muß eben heutzutage als Theaterdirektor in erster Reihe Geschäftsmann sein, mein Lieber, und erst in zweiter Kunstmäcen, sonst geht man mitsamt seinem Musenkasten vor die Hunde."

„Ich bin mit allem einverstanden," rief Medon lachend. „Außerdem sind Sie mir mit Ihrer Bitte direkt entgegengekommen, Herr Loivasier, denn ich wollte Ihnen genau dasselbe vorschlagen, und zwar auch nur aus geschäftlichen Gründen, ebenso wie Sie."

„Na also — dann sind wir ja ganz ein Herz und eine Seele! Und, das sage ich Ihnen: Wundern sollen Sie sich, wie ich die „Jakobiner" herausbringen werde! Erste Besetzung, neue Kostüme, stilechte Ausstattung und so weiter! Der alte Dumas würde sich vor Freude im Sarge umdrehen, wenn er diese Premiere noch mitansehen könnte."

* * *

Der Tag der Generalprobe war gekommen. Um zwölf Uhr mittags sollte sie beginnen, aber schon eine Stunde vorher herrschte in dem Bühnenhause des weltbekannten Kunsttempels ein geschäftiges Leben und Treiben. Direktor Loivasier, der persönlich den Aufbau der ersten Szenerie zum ersten Akt überwachte, ließ gerade einen ihm nicht geschmackvoll genug erscheinenden Türvorhang durch einen anderen ersetzen, als sein Mitverschworener Medon aus einer Seitenkulisse herausirat und sich bei dem auf der Bühne noch herrschenden Dämmerlicht suchend umschaute.

„Auch schon da, lieber Freund?" rief ihn der Direktor an. „Sie haben wohl so etwas wie Premierefieber, trotzdem Sie, dem ich in jedem Falle, mag's nun ein Bombenerfolg oder ein kläglicher Durchfall werden, ein hübsches rundes Sümmchen auszahlen muß, doch dem Kommenden mit größter Seelenruhe entgegensehen können."

„Meinen Sie?" Und wieder flog über Medons Gesicht dasselbe spöttische Lächeln wie damals, als der Direktor die „Jakobiner" eine Arbeit von hohem literarischen Wert genannt hatte.

Aber Loivasier schien auf die beiden mit so seltsamer Betonung gesprochenen Worte gar nicht hingehört zu haben. „Gehen wir in mein Zimmer," sagte er eifrig und zog Medon mit sich fort. „Sie können schnell den Vortrag zur Begutachtung durchlesen, den ich vor dem ersten Aufgehen des Vorhanges den versammelten Kritikern sozusagen einen Prolog halten will. Na, die werden Augen machen! Welche Ueberraschung für sie, daß das seit Wochen in den Zeitungen in so geheimnisvoller Weise angekündigte Schauspiel von keinem anderen als von Alexander Dumas stammt!"

„Ja, diese Ueberraschung!" murmelte Medon abermals mit einem seltsamen Lächeln vor sich hin.

Im Direktionszimmer wollte Loivasier, da die Stutzuhr auf dem Schreibtisch bereits auf zwölf ging, seinen sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag Medon der Kürze halber vorlesen.

Doch dieser nahm ihm das Konzept aus der Hand, legte es beiseite, wies auf den Schreibtischsessel und sagte mit besonderem Nachdruck: „Lassen Sie Ihren Prolog ruhen, Herr Loivasier! Sie werden ihn nie halten brauchen! Bitte — setzen Sie sich! Ich habe Ihnen etwas zu erzählen, das Sie besser im Sitzen mit anhören."

„Aber bester Freund, jetzt haben wir doch keine Zeit, uns —"

„Wir müssen sie haben," unterbrach ihn Medon, dessen ganzes Benehmen einen so bestimmten Ernst zeigte, daß der Direktor schließlich wortlos nachgab.

„Kennen Sie Charles Aubrine?" begann der angebliche Ingenieur, indem er sich Loivasier gegenüber an die Wand lehnte.

Dieser schaute überrascht auf. Was zum Teufel hatte Aubrine mit den „Jakobinern" zu schaffen? „Persönlich nicht, nicht einmal von Ansehen," erwiderte er ungeduldig.

„Ich habe nur bisweilen seine modernen Plaudereien in den Zeitungen gelesen, meist ganz geistvolle Sächelchen. Er soll wohl auch einen Band Novellen herausgegeben haben. Doch — was wollen Sie mit diesem Aubrine?"

„Das wird Ihnen sofort klar werden. — Besagter Aubrine, der bekanntlich seinen ständigen Wohnsitz in Rouen hat, begann vor einem Jahre, nachdem er besonders die meisterhafte Bühnentechnik Alexander Dumas' des Alteren, jene Kunst, die Handlung in steter Spannung fortschreiten zu lassen und wirksame Szenen- und Aktschlüsse zu erzielen, an dessen Stücken studiert hatte, mit dem Entwurfe eines Schauspiels, das zur Zeit der großen französischen Revolution spielte und nach Fertigstellung den Titel „Die Jakobiner" erhielt."

Direktor Loivasier erstarrte förmlich zur Bildsäule. Eine furchtbare Ahnung zuckte in ihm auf. Aber zu einer Zwischenfrage blieb ihm keine Zeit.

„Aubrine," fuhr der andere fort, „wollte sein Stück, das er für überaus gelungen hielt, nicht zuerst in der Provinz aufführen lassen, wollte sich eben durch einen großen Erfolg in Paris, diesem geistigen Mittelpunkt der zivilisierten Welt, mit einem Schlage berühmt werden. Da er aber die Verhältnisse an den Pariser Theatern genau kannte und daher wußte, daß es für einen unbekannten jungen Autor ganz unmöglich ist, dort ein Werk bei einer erstklassigen Bühne unterzubringen, nahm er seine Zuflucht zu einer kleinen Täuschung."

Länger konnte Loivasier nicht an sich halten. Er schnellte förmlich von seinem Sessel in die Höhe und schrie, krebsrot vor Aufregung und förmlich nach Luft schnappend, seinem Gegenüber ins Gesicht: „Herr, Sie selbst sind Aubrine, sind ein Betrüger, ein — — Aber die Sache soll Ihnen teuer zu stehen kommen, verlassen Sie sich darauf! Ich werde — —"

„Nichts werden Sie, Herr Loivasier," unterbrach ihn der angebliche Ingenieur, in Wahrheit Schriftsteller Charles Aubrine, kalt. „Ueberdenken Sie doch einmal ruhigen Blutes Ihre Lage! Sie haben ein Schauspiel zur Aufführung angenommen, das Sie für ein Werk Dumas' des Aelteren hielten, haben es aber — und das ist die Hauptsache! — doch nur deswegen so gut bezahlt, weil Sie die Bühnenwirksamkeit dieser von Ihnen selbst als hervorragend bezeichneten dramatischen Arbeit erkannt hatten. Bisher weiß niemand außer uns beiden, wer der Autor dieses Stückes ist, auf dessen Erstaufführung Presse und Publikum mit gleicher Spannung warten. Wenn Sie nun den zur heutigen Premiere erschienenen Kritikern nicht Ihren sogenannten Prolog halten, sondern es mir überlassen, die Herren darüber aufzuklären, wie ich, der unbekannte Autor, es fertig brachte, die „Jakobiner" einer der ersten Pariser Bühnen anzudrehen, — wenn ich dies tue, ohne mich irgendwie zu schonen und Sie nur als mein schwer getäuschtes Opfer, das eben erst den wahren Sachverhalt erfuhr, hinstelle, kann man niemand einen Vorwurf machen, für das neue Bühnenwerk unwürdige Reklame getrieben zu haben, so werden die Zeitungen eben morgen in aller Ausführlichkeit über die doch immerhin recht interessante Geschichte der „Jakobiner" berichten, eine Geschichte, die wegen ihrer Eigenart fraglos nicht nur in Frankreich, sondern auch in der ganzen Welt berechtigtes Aufsehen erregen, viel belacht und viel besprochen werden und daher für uns den gleichen Effekt wie die bloße Nachricht von der Auffindung eines bisher unbekannten Stückes des großen Dumas haben wird, nämlich den einer noch nie dagewesenen Riesenreklame."

Loivasier warf Charles Aubrine einen beinahe bewundernden Blick zu. Sein Zorn war verraucht, denn das sah er vollkommen ein: etwas ähnliches wie diesen genialen Bluff hatte die Theaterwelt noch nicht erlebt! Nur noch eine gute Premiere, und ein wahrer Strom von Gold mußte sich in seine Kasse ergießen.

„Sie sind ein Teufelskerl, Sie edler Ingenieur!" knurrte er jetzt mit halbem Lächeln. „Wie sind Sie aber nur auf die Idee gekommen, und wie haben Sie dem Manuskript dieses ehrwürdige, verschimmelte Aussehen geben können?"

„Alles sehr einfach. Als ich das Stück fertig hatte und noch daran herumfeilte, las ich in meiner freien Zeit aus Interesse an der Person meines Lehrmeisters Dumas dessen von Mouvier geschriebene sehr eingehende Biographie, in der auch die Mitarbeiter des Dichters erwähnt sind. Bei der Lektüre des Abschnittes, der über Charles Eustache Pierre Medon handelte, entstand urplötzlich und ganz unvermittelt in meinem Hirn der Plan, den ich nachher mit Ihnen in Szene setzte. Diesen Plan habe ich, nachdem ich herausgebracht hatte, daß ein Sohn Medons in Dieppe als Ingenieur lebt, sodann in allen Einzelheiten aufs sorgfältigste ausgearbeitet, um ja keinen Fehler zu machen, der eine vorzeitige Entdeckung meiner Täuschung hätte herbeiführen können. Zunächst schrieb ich das Stück auf altes Papier, das ohne große Mühe zu beschaffen war, nochmals ab, fügte dann die angeblich von dem Sekretär Medon herrührenden, leidlich gut ersonnenen Bemerkungen hinzu und heftete die Blätter in einen grünen Aktendeckel von ebenfalls ehrwürdigem Alter. Dann setzte ich das Heft längere Zeit einem Dampfbade aus, wodurch die Tinte sich tief in das feuchte Papier einsog. Das umgekehrte Verfahren, scharfes Trocknen in einer sehr heißen Kaminröhre, änderte auch die Farbe der Tinte in das gewünschte fleckige Gelb. Mit dem so zubereiteten Manuskript kam ich hierher und führte mich bei Ihnen in möglichst selbstbewußter Weise, jedenfalls nicht als bescheidener Bittsteller ein. An dem Eifer, mit dem Sie auf den Köder anbissen, merkte ich bald, daß Sie meine Angaben nicht allzu scharf nachprüfen würden, und tatsächlich scheint denn auch bei Ihnen keinerlei Argwohn entstanden zu sein."

„So vorsichtig, die Biographie Dumas' in der Staatsbibliothek einzusehen, war ich nun doch," meinte Loivasier etwas gereizt. „Dort fand ich aber nur das, was Sie ja selbst in Ihre erdichteten „persönlichen Bemerkungen" Medons so geschickt eingewoben haben. Und da war ich allerdings völlig beruhigt."

Die Stutzuhr auf dem Schreibtisch begleitete die letzten Worte mit ihren hellen, die Mittagstunde verkündeten Schlägen.

„Kommen Sie," sagte Loivasier, „die Zeit ist da, wo strenge Richter Ihre „Jakobiner" beurteilen sollen. Möge das Schicksal uns gnädig sein!"

* * *

Das neue Revolutionsschauspiel, das eine so sensationelle Vorgeschichte besaß, fand bei Kritik und Publikum gleich begeisterte Aufnahme. Charles Aubrines Glück war damit für alle Zeiten begründet.

Wenn einer eine Reise tut..

Der geriebene Gauner und gefürchtete Hochstapler Barfin hatte sich — es war vor dem Kriege — längere Zeit in Paris aufgehalten und faßte eines Tages den Entschluß, wieder einmal eine größere „Geschäftsreise" anzutreten. Einer bedeutenden Handelsstadt Südwestfrankreichs, deren Namen ich aus Rücksicht für den Stationsvorsteher verschweigen will, galt des Halunken Besuch.

Barfin gedachte, die Reise mit einem Komplicen gemeinsam anzutreten. Er begab sich zur festgesetzten Stunde auf den Bahnhof, löste ein Billett erster Klasse und harrte des Freundes. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, kam indessen mit allen Zeichen des Unbehagens auf Barfin zu und erklärte ihm, daß er in arger Geldverlegenheit sei und nur eine Fahrkarte dritter Klasse bezahlen könne.

Barfin, in einer Anwandlung aufrichtiger Kameradschaftlichkeit, beschloß, seinem Genossen zu helfen:

„Du wirst überhaupt kein Billett nehmen", erklärte Barfin. „Löse nur eine Bahnsteigkarte, das übrige laß meine Sache sein".

Der andere gehorchte, nahm eine Perronkarte und folgte Barfin, der sich's in einem Wagen erster Klasse bequem machte und sein und seines Genossen Handgepäck im Netz unterbrachte. Der andere blieb einstweilen vor der Coupétür stehen. Bald darauf erschien der Schaffner, um die Billetts zu kontrollieren. Als der Beamte sich entfernt hatte, stieg Barfins Komplice ein. Ein Pfiff. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Während der Fahrt nahm Barfin seine Fahrkarte, schrieb mit dem Füllfederhalter seinen Namen auf die Rückseite des Billetts und reichte es dem Genossen mit den Worten: „Da, nimm! Bei der Ankunft gibst Du diese Fahrkarte ab. Achte indessen darauf, daß die unbeschriebene Seite nach oben gekehrt ist. Du mußt durch die Sperre vor mir hergehen und darfst mich nicht kennen".

Der Kurierzug raste ohne Aufenthalt dem Ziele zu. Die Komplicen unterhielten sich aufs beste, frühstückten im Speisewagen und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel.

Endlich hielt der Zug. Barfins Genosse nahm sein Handgepäck, gab das Billett, wie verabredet, an der Sperre ab und verließ unbehelligt den Bahnsteig. Dicht hinter dem anderen hielt sich Barfin, im Gedränge der Angekommenen. An der Sperre machte er eine Handbewegung, als wollte er dem Beamten die Fahrkarte reichen, wandte sich jedoch im selben Moment um, als habe er etwas vergessen. Dann lächelte der Gauner befriedigt und wollte die Sperre passieren.

„Ihre Fahrkarte?" fragte der Beamte.

„Ich gab sie Ihnen doch soeben", erwiderte Barfin. „Sie sehen es ja, ich glaubte, etwas vergessen zu haben".

„Das bemerkte ich allerdings, aber Ihr Billett habe ich nicht!"

„Gewiß haben Sie's!"

„Nein, ich hab's nicht! Sie kommen nicht hinaus, bevor Sie es mir gegeben!"

Der Stationsvorsteher, aufmerksam geworden, kam herbei. Man erklärte ihm den Sachverhalt.

„Außerdem", erklärte Barfin, „kann ich es Ihnen beweisen, daß Sie mein Billett erhalten haben".

„Das wäre ...?" kam es unwirsch von den Lippen des Beamten.

„Nun denn", meinte Barfin hoheitsvoll, „seitdem ich einmal mein Billett verloren habe und den Betrag nochmals bezahlen mußte, schreibe ich stets meinen Namen auf die Fahrkarte. Damit der, der sie findet, wenigstens weiß, wem sie gehört. Suchen Sie nur. Es war ein Billett erster Klasse".

„Damit Sie während des Suchens entschlüpfen! Man kennt das..."

„Ich laufe Ihnen nicht davon!" Barfin war sehr beleidigt. „Erstens bin ich in die Menschenmenge eingezwängt und zweitens brauche ich nicht zu entschlüpfen, denn Sie haben mein Billett. Suchen Sie nur! Ich heiße Barfin. Der Name befindet sich auf der Rückseite meiner Fahrkarte..."

Nun legte sich der Stationsvorsteher ins Mittel, dem Barfins Art imponierte: „Ja, suchen Sie das Billett!" herrschte er den Kontrolleur an. „Das kostet doch nichts!"

Mit unwirscher Miene durchsuchte der Beamte die Fahrscheine und fand natürlich alsbald die mit dem schwungvollen Namenszug versehene Karte des Gauners.

„Sehen Sie", erklärte Barfin mit der Miene eines Märtyrers, „daß ich recht hatte! Hätte ich die Karte nicht mit meinem Namen versehen, so wäre ich der Blamierte und hätte wieder nachzahlen können. — Uebrigens haben Sie mich mit Ihrer Verdächtigung, ich wollte davon laufen, beleidigt. Es steht mir somit das Recht zu, Ihr Benehmen im Beschwerdebuch festzunageln. — Na, diesmal sei's Ihnen geschenkt!" Würdigen Schrittes ging Barfin hinaus, umgeben von dem beifälligen Gemurmel der Menge. Der Stationschef aber erteilte seinem Untergebenen einen tüchtigen Rüffel.